

## KASSANDRA

*In die prallen Dolden der Vogelbeeren sind Schwärme von Seidenschwänzen eingefallen. Es heißt, sie kämen nur alle sieben Jahre vom hohen Norden her, aus Lappland oder Sibirien, wenn der Winter besonders streng zu werden droht. Man nennt sie auch Pestvögel, obwohl sie hübsch anzuschauen sind: plump und bunt, mit einem frechen Schopf, samtschwarzer Stirn und Kehle, weißgebänderten und an den Armschwingen hochroten Flügeln und zitronengelb geränderten Schwänzen. Sie drängen ihre flaumigen, rosig perlmuttergrauen Brüste ins Gitterwerk der Doldenstengel, während sie emsig die roten Beeren picken.*

*Ein Knall –: jemand schießt mit Vogeldunst in den Schwarm. Wie Rauch hebt er sich aus den Kronen der Ebereschen. Aber ein gutes Dutzend Vögel rollt aus den Fruchtbüscheln und fällt in den Schnee zwischen abgeschossene Beeren und Blutstropfen. Wer weiß, ob die anderen je wiederkommen werden? Die Dolden sind zerfetzt, die nackten Stengel zeichnen ein starres Muster in den blassen Winterhimmel.*

Als sie ins Haus kam, hieß es, sei sie nicht viel mehr gewesen als ein Tier. Man hatte sie aus ihrer bäuerlichen Tracht geschält, das Hemd, den Wickelrock, die ärmellose Schafpelzjacke, die Opanken sofort verbrannt. Aber in städtischen Kleidern wirkte sie so absurd, daß man vor ihr erschrecken konnte. Bei Schwangeren, denen sie begegnet wäre, wurde in rüder Scherzhaftigkeit gesagt, könnte sie Fehlgeburten ausgelöst haben. Sie wurde schleunigst wieder in Tracht gesteckt – eine sterilisierte Tracht allerdings, die sie dann zeitlebens trug: ohne die bunten Stickereien an Hemd und Jacke, die zinnoberrote Schärpe, das ginstergelbe Kopftuch, sondern in einem nonnenhaften Schwarz-Weiß-Grau. «Aus einem Stieglitz haben sie eine Bachstelze gemacht», pflegte sie von sich zu sagen. Daß sie in dieser ausgedachten Kleidung noch viel auffälliger war als in

der landläufigen, hatte man nicht vorausgesehen. Sie, jedenfalls, trug sie in würdevollem Stolz, wie ein Ordensgewand.

Keiner hat je herausgefunden, woher ihr der Name Cassandra zugeflogen war. Unmöglich konnte sie darauf getauft worden sein. Das Karpatennest, aus dem sie stammte, sie wußte es zwar zu nennen, aber nicht mehr, wo es lag, «tief in den Wäldern», jedenfalls –, bestand aus einer Handvoll Schindelhütten, in denen die Bewohner winters bei ihren Schafen schliefen; im Sommer verloren sich die schwermütigen Weisen ihrer Hirtenflöten in die fichtendurchrauschte Bergeinsamkeit. Wie sie dort gerufen worden war, hat sie uns hartnäckig verschwiegen, desgleichen, wer sie zum erstenmal Cassandra genannt hatte. Wahrscheinlich war es irgendwer aus dem Kloster gewesen, aus dem mein Vater sie herausgeholt hatte. Aber auch das war fraglich. Nur dem Abt selbst konnte zugetraut werden, daß er sie aus der Schar der Mägde – vielleicht wegen irgendeiner unheilsschwangeren Voraussage – mit dem Namen der Seherin aus der Ilias ausgezeichnet haben mochte. Die Mönche in ihren schwarzen Kutten, mit den Ofenrohren der kremenlosen Hüte auf den zottelhaarigen Köpfen, scheu, verzückt oder mystisch in sich verbohrt wie Irre, waren ebenso unwissend wie ihre Brüder im Dorf. Indes, wer immer ihr Pate gewesen war, zu uns kam sie als Cassandra und nahm mich am Tag meiner Geburt in Pflege – als meine Kinderfrau, sagte meine Mutter; als meine nährenden Amme, behauptete sie.

Es ist bezeichnend für den oftmals mißleitenden Stolz meiner Mutter, daß mir kein Bild von Cassandra erhalten ist. Als 1940 der nördliche Teil der Bukowina, in der wir lebten – ein ehemaliges Kronland der österreichisch-ungarischen Monarchie, später, nach 1919 eine Provinz Rumäniens –, auf Grund eines Paktes zwischen den Herren Stalin und Hitler beziehungsweise deren Lakaien Molotow und von Ribbentrop an Rußland abgetreten wurde, siedelte die Behörde für auslandsdeutsches Volkstum die ehemaligen Österreicher als sogenannte Deutschblütige «heim ins Reich». Jedermann durfte von seiner Habe fünfzig Kilogramm Gepäck mitnehmen. Meine Mutter hatte in ihrem Stadthaus einen Oberst

der russischen Besatzungstruppen in Einquartierung, der ihr galant ermöglichte, das Doppelte zu bergen. Mindestens ein Drittel davon waren Andenken an die Zeit unserer Kindertage. Aus den Hunderten von Fotos waren alle diejenigen, welche uns mit Cassandra zeigten, sorgfältig entfernt. Nicht wegen ihrer Häßlichkeit, obwohl sie mit mir auf dem Arm ausgesehen haben mochte wie ein als Amme eingekleidetes Gorillaweibchen, das ein weißes Kind geraubt hat. Daß Cassandra die Kinderfrau – und zwar speziell die meine –, später, als ich heranwuchs und meine Eltern auseinandergegangen waren, als Haushälterin meines Vaters in unseren Diensten gestanden hatte, konnte meine Mutter nicht umhin zuzugeben. Daß «die Wilde», wie sie freimütig im Haus genannt wurde, meine Nährmutter gewesen sein sollte, stritt meine Mutter mit Entschiedenheit ab. Sie beanspruchte das Vorrecht, mich mit ihrer Milch gestillt zu haben, für sich allein.

Ich weiß es besser: Nicht nur, weil ich mein Leben lang gespürt habe, daß ich als Kassandras Ziehkind die Milch der Erde, der sie, nicht aber meine Mutter entstammte, mit allen ihren hellen und dunklen Kräften in mich eingesogen habe; der Legende von der uneingeschränkten Mütterlichkeit meiner Mutter widersprach auch die zwar nicht glaubwürdigere, aber unbeirrt geglaubte von ihrer außerordentlich delikaten Gesundheit. Bis nicht am Ende ihrer Tage erwiesen war, welche staunenswert zähe Widerstandskraft sie den vielfachen Unbillen ihres Daseins entgegenzusetzen hatte, verstand sie es, ziemlich jedermann davon zu überzeugen, daß sie als beständig Kränkelnde schon von den simpelsten Aufgaben des Lebens überfordert wurde. Bevor ich auf die Welt kam, brachte sie einen Großteil ihrer Zeit in Kuraufenthalten hin, angeblich um sich von der vier Jahre zuvor erfolgten Geburt meiner Schwester zu erholen.

Zu dieser Art von Anfälligkeit gesellten sich historische Ereignisse, die uns zum erstenmal, wenn auch damals nur vorübergehend, aus der Bukowina vertrieben. Ich wurde im Mai 1914 geboren; im August brach der Erste Weltkrieg aus. Die Bukowina grenzt unmittelbar an Galizien, wo gleich zu Anfang der Feindseligkeiten blutige Schlachten ausgetragen

wurden und die Russen unwiderstehlich vorgingen. Weil irgendwer schon deren Tellermützen gesehen haben wollte – tatsächlich waren's die schirmlosen feldgrauen Mützen unserer deutschen Waffenbrüder –, geriet die Bevölkerung in Panik. Unsere Mutter – allein gelassen: mein Vater war im Krieg – ließ sich davon anstecken. Ziemlich Hals über Kopf flüchteten auch wir. Fluchtziel war ein Sommerhaus meines kurz zuvor verstorbenen Großvaters väterlicherseits in der Nähe von Triest.

Ich weiß natürlich nichts von dieser Flucht. Meine Schwester aber war immerhin schon beinahe fünf Jahre alt und sprach davon wie von einem früh erlebten dunklen Abenteuer. Manchmal träumte sie daraus Beängstigendes. Meine Mutter vermied es, davon zu erzählen. Mein Vater behauptete, sie schämte sich der Überstürzttheit unserer Flucht, die er achselzuckend «kopflos» nannte. Allerdings gab die Entwicklung ihr recht. In den wechselreichen Kämpfen fiel Czernowitz, die Hauptstadt der Bukowina, mehrmals in russische Hand. Wir hätten bestenfalls für unsere Flucht eine günstigere Jahreszeit und bequemere Mittel wählen können.

Auch über unseren Fluchtweg weiß ich nur vom Hörensagen und ungefähr Bescheid. Es hieß, wir hätten bei Nacht und Schneetreiben im Pferdewagen die Karpaten auf einem ziemlich unwegsamen Paß überqueren müssen, um jenseits in der damals noch ungarischen Marmorosch in Bistritz die Eisenbahn zu erreichen, die uns über Budapest und Wien nach Triest bringen sollte. Der Gebirgspaß kann nur der Bargâu gewesen sein, wo zufolge der Legende und Bram Stokers Roman Draculas Schloß gestanden haben soll. Um dorthin und von dort nach Bistritz zu gelangen, mußten wir im Pferdewagen mehrere Tage lang unterwegs gewesen sein. Fest steht, daß derweil Cassandra unser Schutzgeist war.

Unsere Mutter sprach oder verstand keine der Landessprachen. Zwar war zu Österreichs Zeiten Deutsch die offizielle Umgangssprache; aber je tiefer man ins Land kam, um so unverständlicher wurde es von den bunterlei Nationalitäten der Bukowina geradebrecht und unzulänglich verstanden. Cassandra hingegen, die keine einzige Sprache auch nur an-

nähernd richtig sprach, drückte sich in Brocken von Rumänisch, Ruthenisch, Polnisch, Ungarisch, auch Türkisch und Jiddisch aus, unterstützt von oft grotesk grimmassierender Mimik und mit einer primitiven Anschaulichkeit, die von jedermann belacht, aber begriffen wurde.

Was eine Massenflucht ist, weiß man spätestens aus den Tagen am Ende des Zweiten Weltkrieges, um die Wende von 1944 auf 1945, wenn nicht schon vorher, seit der Niederlage Frankreichs, als die Bevölkerung ganzer Landstriche sich auf der Flucht befand. Zwischen handgezogenen Karren und offenen Leiterwagen, auf denen Kinder in Lumpenbündeln verhungern und erfrieren, sind geschlossene Kutschen mit pelzverhüllten Insassen und kläffenden Foxterriers, gefolgt von Gepäckwagen mit Koffergebirgen, ein Gegenstand des Anstoßes, ja des Hasses eher als des Respekts. Das wurde nicht gemildert durch das Pensionatsfranzösisch und Nursery-Englisch, zu welchem meine Mutter Zuflucht nehmen wollte, wenn sie mit Deutsch nicht auskam. Die greisenhaften Kutscher, eine verängstigte, verfrorene und beleidigte Gouvernante meiner Schwester, die böhmische Köchin und zwei mühselig zu Zofen dressierte bäuerliche Stubenmädels waren dabei keine Hilfe. Cassandra war in den Karpaten zu Hause. Sie sog die scharfe Luft der winterlichen Wälder wie Balsam ein. Hätte sie Wolfsgeheul gehört, es würde ihr wie eine heimatliche Weise geklungen haben. Sie sprach zu ihresgleichen als eine aus dem Volk zum Volk in dessen Sprache. Ihre sonderbare Tracht gab ihr eine gewisse Autorität. Wenn es um ein Nachtquartier ging oder um einen Platz am wärmenden Ofen, um einen Krug Milch oder auch nur um Wasser für einen Tee, war sie es, die verhandelte, um Verständnis warb, zu Mitleid und Barmherzigkeit aufrief. Sie tat das mit der ihr eigenen koboldhaften, bizarr grimmassierenden Lebendigkeit, deren Energie niemand sich zu entziehen vermochte. Immer noch indigniert, sagte meine Mutter später (und merkte nicht, daß sie sich damit verriet), Cassandra habe bei den Vorstellungen unseres Flüchtlingselends mich, den kaum Geborenen schamlos an der entblößten Brust, als Mittel sentimentaler Erpressung weidlich ausgenutzt.

Vom Haus bei Triest, in dem wir endlich unterkamen, habe ich gleichfalls keine eigene Erinnerung, es sei denn unterbewußt im Gefühl der Vertrautheit mit mediterranen Landschaften: der Heimatlichkeit karstiger, von den schwarzen Obeliskten der Zypressen skandierter Küstenstriche, über deren Ocker die Bläue der Adria in die kaum durchsichtigere des Himmels einfließt. Freilich kann das auch aus früherlebten Postkartenansichten bezogen sein. Wir blieben in der kleinen Villa bei Triest nur bis zum Eintritt Italiens in den Krieg gegen uns Österreicher. Danach flüchteten wir neuerlich, allerdings weitaus weniger dramatisch, in drei Schlafwagenabteilen der Eisenbahn nach Wien.

Ob für Cassandra der immerhin mehr als einjährige Aufenthalt im Karstland um Triest (so gänzlich anders als der Reichtum in den Feldern und Wäldern der Bukowina) einer Verbannung gleichkam, hat sie nie verraten. Jetzt, unter italienisch Sprechenden, war sie verstummt. Zwar stelle ich mir vor, daß sie zumindest mit den Slowenen auf ukrainisch zu irgendeiner Verständigung hätte kommen können, wenn nicht mit den deutsch sprechenden Triestinerinnen; aber nicht nur, daß sie sogar in dieser bunten Welt der Friaulaner, Slowenen, Griechen und Juden wirken mußte wie ein exotisches Exemplar aus der Völkerschau eines Wanderzirkus, war auch die Gelegenheit für Begegnungen zu selten. Wir lebten äußerst abgeschieden und zurückgezogen; selbst meine Mutter, eingedenk ihrer Rolle als Heimatvertriebene, der auch ihre beständig angegriffene Gesundheit entsprach, fuhr kaum jemals in die Stadt. Meine Schwester sagte mir in späteren Jahren, sie sei vor Langeweile beinah gestorben. Neben endlosen Unterrichtsstunden mit ihrer Gouvernante war ihre einzige Zerstreuung ihr Diabolo, ein Spiel mit einem kleinen, von einer Fangschnur kreiselnd hochgeschneelten und wieder aufgefangenen Doppelkegel, das Proust als schon vor der Jahrhundertwende veraltet beschreibt. Dank unablässiger Übung hat sie es darin zu einer Meisterschaft gebracht, mit der sie mich in späteren Jahren demütigte. Fotos aus der Epoche zeigen sie in ihrem weißen Spielkleid und dem großen Leinenhut, der sie gegen die südliche Sonne schützen sollte, blütenhaft zwischen den

riesigen Agaven eines steinigen Gartens. Die fremdartigen, wie aus einem früheren Erdzeitalter stammenden Pflanzen wirken wie zur Staffage gestellt; sie selbst gewinnt dadurch etwas Erkünsteltes und Frühreifens. Zu Hause – dem Zuhause in der Bukowina, das sie in ihrem kurzen Leben gründlich hassen lernen sollte – war ihre Blütenhaftigkeit natürlich. Es gibt ein anderes Bild von ihr, das sie im dortigen Garten zeigt, in Augenhöhe mit ihrem Stichelhaarrüden Troll, den mein Vater ihr kurz nach ihrer Geburt als Welpen in die Wiege gelegt hatte – zum Entsetzen der ohnehin leidenden Mutter, der Kinderfrau und sämtlicher anderer Weiblichkeiten im Haus. Der inzwischen ausgewachsene Hund und das kleine Mädchen gehören so organisch zur Natur des heiter verwildernden Gartens wie dessen Bäume, Sträucher und zu blumigen Wiesen aussprießende Rasenflächen. Wiewohl die Aufnahme höchstens anderthalb Jahre jünger ist als die im Garten bei Triest, stellt sie einen unwiederbringlich zurückliegenden Lebensabschnitt in der Entwicklung meiner Schwester vor. Die Kindheitsunschuld, das geschwisterliche Einssein mit allem Lebendigen, das Eingebettetsein in die unausstaunbare Fülle der Dinge ist verloren, hat dem Bewußtsein der Schwierigkeit des Daseins Platz gemacht.

Besonders für Cassandra war die Begegnung mit der Fremde nicht bereichernd. Sie, die Anekdotenfreudige, die jegliches nicht allzu banale Vorkommnis, jeden Wechsel der Umstände in unserem familiären Dasein zum Ereignis erhob und phantasievoll ausmalte, um es einzureihen in eine Girlande von Medaillons, die unserer – und damit ihrer – Historie die Farbigkeit und Dramatik des Außergewöhnlichen geben sollte, war nicht imstande, aus der Zeit bei Triest zu erzählen. Ob ihre Erinnerung vertrübt war vom Heimweh, das sie dort geplagt haben mochte, oder ob die schwermütige Geduld ihrer alten Sklavenrasse, mit der sie sich in jede Fügung schickte (im Zustand einer seelischen Starre, wie physisch sie Käfer annehmen, die bei Gefahr sich totstellen), erst gar nichts Erinnerungswertes aufkommen ließ, steht dahin. Daß sie für die Schönheit der Küstenlandschaft keine Augen hatte, war nur natürlich. Primitive Men-

schen, pflegte mein Vater zu sagen, kennen nicht den abstrakten Begriff der landschaftlichen Schönheit. Das Empfinden dafür fließt mit der Liebe zur Heimat zusammen; alles andere ist nur fremd. Wenn ich Cassandra fragte, ob ihr nicht das Meer gefallen habe, blieb sie einsilbig, fast mürisch. Ich hatte den Eindruck, ihre Sprödigkeit hinge mit einem unlieb-samen Ereignis zusammen, an das sie nicht gern dachte. Sie hat mir nie davon gesprochen, aber durch eine Art von geistiger Osmose hat sich mir ein Bild im Jugendstil mitgeteilt: Auf einem brandungsumschäumten Fel-senriff wie eine Galionsfigur die Silhouette einer jungen Frau, in der ich meine Mutter zu erkennen meine; und vor ihr sitzend, in halb anbeten-der, halb herrischer Gegenwart, die dunkel gekleidete Gestalt eines Man-nes, der die herkömmlichen Attribute des Südländers, des Künstlers und des Liebhabers zum Synonym vereint: das schwarze Haar, die schwarze Lavallièrekrawatte, den schwarzen Schlapphut dem Wind anheimgege-ben. Ich habe stets gehnt, daß die immer deutlicher sich ausprägende Gegnerschaft zwischen meiner Mutter und meiner Schwester, die ur-sprünglich zwischen einem ungebärdigen Kind und einer zu spät in des-sen Leben eingetroffenen und nicht immer gänzlich selbstsicheren Auto-rität entstanden war, irgendwann die Form erzweiblicher Feindseligkeit angenommen haben muß, deren eigentliches Motiv Eifersucht auf den Mann war, gleichviel auf welchen. Daß etwas davon auch in das Verhält-nis Kassandras zu meiner Mutter eingeflossen sein mochte, kam mir zu abstrus vor, um mir's auszudenken; dann freilich begann ich's zu glauben. Sowohl meine Schwester wie auch Cassandra vergötterten meinen Vater. Triest war eine Trübung seines Bildes als alleinherrschender Ehemann – und damit als Bürge der Familieneinheit, die ein Haus zusammenhält.

Für mich liegt das alles im goldenen Nebel des Mythischen. Mein Bewußtsein setzt erst ein, nachdem wir von Triest fort und in einem Haus von Freunden in Niederösterreich untergekommen sind. Es ist eine andere Landschaft: ein wiesenreiches Tal, eingebettet in bewaldete Hü-gelzüge, lieblicher, geformter von Menschenhand als das Karpatenland, das meine eigentliche Heimat ist. Aber ich trage auch jenes österrei-chi-



sche Land heimatlich in mir. Für meine Mutter stellten das Kloster und das winzige Dorf in dessen Nähe Mahnmale aller Bitternis des Flüchtlingsdaseins dar. Für mich markieren sie das Erwachen in die Welt. Ich sehe mich auf einer Wiese, deren Gras vor der Maht so hoch steht, daß ich nicht darüber hinschauen kann. Ich recke meine Arme zu Cassandra auf, damit sie mich hochhebe. Sie ist für mich die Weltvermittlerin, Inbegriff des Geborgenseins, der Sicherheit, mit der ich den Erlebnissen begegne. Alles Wunderbare der Weltentdeckung vollzieht sich unter ihrem Schutz, mit ihrer Förderung. Für jedermann sonst ist sie eine Halbwilde. Meine Mutter kam nie mit ihr zurecht, würde sie fortgeschickt haben, hätte sie nicht intuitiv begriffen, daß ich ohne Cassandra nicht existieren konnte.

Ich liebte sie inniglich, und es geht aufs unablässige Hörensagen in und außer dem Haus zurück, wenn am Ende auch ich an ihre Unzivilisiertheit und unmenschliche Häßlichkeit glaubte. Zunächst stand ihr großes Affengesicht wärmend, beschützend, grotesk und koboldhaft belustigend über allem, was die Erinnerung an meine Kindheitstage zum unausschöpflichen Reservoir der Lebenszuversicht werden lassen sollte. Cassandra war die Bannerträgerin der Stimmung, die jene Tage leicht und leicht und verzweifelt lustig machte –: einer verwegen den herrschenden Spannungen entgegengesetzte Launigkeit, die alles Dramatische ins komödienhaft Absurde aufblies und im Witz zerschellen ließ. Später habe ich eingesehen, daß Cassandra darin unser aller Bild im Zerrspiegel war. Sie imitierte, paraphrasierte, parodierte und persiflierte die zwar flackrig, aber unerschütterlich durchgehaltene gute Laune meines Vaters, den sie mit hündischer Ergebenheit verehrte, ebenso wie unsere, der Kinder, hysterische Ausgelassenheit. Wir alle folgten ihr in ihre komischen Übertreibungen. Sie führte den Aufzug der Clowns und Harlequins, dummen Auguste und Kasperle an, den wir täglich aufboten, um den Spannungen im Haus, den Verrücktheiten unseres Vaters und der immer intensiver ausgelebten nervösen Anfälligkeit unserer Mutter, deren Irritabilität, kopflosen Ängstlichkeit und Unbeugsamkeit, aber auch deren Verführungskünsten ausgleichenden Widerstand entgegenzusetzen.

Die immer selteneren, immer kürzeren Zeitstrecken, in welchen unser Vater zu Hause war, hatten dank seiner Lustigkeit etwas Ferienhaftes, allerdings mitunter gewittrig zerrissen von seinen cholerischen Ausbrüchen. War er wieder fort zu einer seiner sogenannten «Kommissionen», die meistens Jagdausflüge waren, so hingen die Migränen und Stimmungswechsel unserer Mutter wie eine Verwünschung über dem Haus. Nichts jedoch kam der schwebenden Poesie in ihrem Lächeln, der Schmeichelei in ihrer Stimme gleich, wenn sie uns in einem Anfall von mütterlichem Pflichtbewußtsein zu einer wärmeren Jacke oder einem Löffel Spinat überreden wollte; und nichts zerstörte die Stimmung einer bislang unbeschwerten Stunde gründlicher als die hochfahrende Kälte, mit der sie Cassandra oder die jeweilige «Mademoiselle» oder «Miss» meiner Schwester zurechtwies, wenn ihr vorgehalten wurde, daß der Tag zu warm für schwere Kleidung sei oder daß wir schon genug Spinat gegessen hatten. Nicht nur ihre Verstimmtheit, sondern auch die der Zurechtgewiesenen bekamen dann wir zu spüren.

Es war vermutlich in den letzten Kriegsjahren von 1916 bis 1918, die wir in Niederösterreich verbrachten, daß die übertriebene Fürsorglichkeit unserer Mutter sich ins Krankhafte zu entwickeln begann. Die Zeiten waren düster und bedrohlich. Die dörfliche Umgebung steigerte das Gefühl der Weltabgeschiedenheit oft bis zur Klaustrophobie. Das Mißtrauen der bäuerlichen Nachbarn gegenüber zugereisten Fremden, die aus der Stadt gekommen waren, um der dort herrschenden Knappheit an Lebensmitteln, den ungeheizten Wohnungen, Unruhen und möglichen Epidemien zu entgehen, legte der jungen Frau die Gebärde umsichtiger Hausmütterlichkeit nah, so wenig sie sich dazu eignen mochte. Ihr Leben lang hat ihr empfindsamer Stolz ein gänzlich abstraktes Pflichtbewußtsein hervorgebracht, ein schlechtes Gewissen *a priori*, das ihr Verhaltensregeln vorschrieb, die sie – oft aller entgegengesetzten Wirklichkeit zum Trotz – eisern durchführte. So griff sie aus der Vorstellung, wie es nach irgendwelchen entlegenen Mustern hätte sein sollen, in verläßlich eingespielte Zustände ein und brachte sie durcheinander.

Die alte böhmische Köchin, die uns getreulich überallhin begleitet hatte, wurde aufsässig und drohte zu kündigen, weil meine Mutter mit einemmal nach aus der Zeitung aufgeschnappten Sparrezepten nicht nur den ohnehin recht knappen Küchenzettel, sondern auch die Zubereitung der Gerichte bestimmen wollte. War das Verhältnis mit meiner Schwester, die in ihren ersten Lebensjahren unter der Obhut von Kinderfrauen unbeschwert aufgewachsen war, von einer Neutralität, die ungestört im Lauf der Zeit ein gegenseitiges Geltenlassen in Unabhängigkeit hätte entstehen lassen können, so wurde es jetzt durch das Hervorkehren einer mütterlichen Autorität von viktorianischem Zuschnitt offen feindselig. Cassandra in ihrer affenartigen Häßlichkeit, ihrer ordensschwesterlichen Ammentracht und kunterbunt aus fremden Idiomen zusammengewürfelten Sprache war ohnehin im Dorf der geizig in ihr Brauchtum verkniffenen Bauern eine Herausforderung. Wenn man sie gelten ließ und nicht schon längst mit Sensen und Dreschflegeln daraus vertrieben hatte, so lediglich, weil man sie mir, dem dreijährigen Buben, als nicht ganz menschliche Beschützerin und Maskotte zugestand, ähnlich wie die Sau, an deren Ringelschwanz angehängt Hubers Jüngster sich jeden Morgen auf die Weide und abends wieder nach Hause führen ließ. Seit meine Mutter darauf bestand, daß sie selbst es sein sollte, die uns spazierenführte und unser Spielen überwachte, überschritt sie damit die feine, irrational gezogene Grenze, innerhalb welcher herrschaftliche Privilegien zugestanden beziehungsweise abgesprochen wurden. Jetzt war sie für die Bäuerinnen im Dorf erst recht eine Müßige. Kassandras Clownereien wirkten fortan besonders parodistisch und untergruben die Autorität unserer Mutter auch bei den anderen Hausgenossen.

Wohl infolge übermäßigen Schwitzens in zu warmer Verpackung, zu rascher Abkühlung durch ein Gewitter und vielleicht auch aus psychosomatischen Gründen, zog ich mir im August 1917 eine Lungenentzündung (die zweite in so zartem Alter) zu. Um mein Fieber zu messen, steckte meine Mutter mir ein Thermometer in den Mund, das ich unverzüglich zerbiß. Weil sie befürchtete, daß ich einen Glassplitter ver-

schluckt haben könnte, rutschte sie tagelang auf den Knien ums Bett herum, bis sie aus allen zwischen die Bohlenritzen des alten Hauses gefallenem Splintern das Thermometer wieder vollständig zusammengesetzt hatte. Diese aufregende Suche, so hieß es, sowie die Anstrengung, mich beim überraschenden Ausbruch des Gewitters rennend ins Haus getragen zu haben, fügten ihrem bisherigen Nerven- und Nierenleiden auch noch einen Herzfehler zu. Er hat uns in späteren Jahren viele bange Stunden lang auf Zehenspitzen durchs Haus gehen lassen und war ein fürchterliches Erpressungsmittel, wenn unsere Auffassung über eine Kleiderfrage oder die Teilnahme an einer Schlittenpartie im Winter oder einem Badeausflug im Sommer mit derjeniger unserer Mutter (beide, Schlittenpartie sowohl wie Badeausflug, unter Umständen gesundheitsschädlich beziehungsweise unmittelbar gefährlich) im Widerspruch stand.

Kassandras vegetative Gelassenheit gegenüber allen diesen häuslichen Turbulenzen (zu denen nach unserer Heimkehr in die Bukowina auch noch die ehelichen Auseinandersetzungen zwischen unseren Eltern kommen sollten) war närrisch verkleidet in die Übertreibungen, mit denen sie die drohenden Tragödien zu Komödien verzerrte. Indem sie alles ins Groteske steigerte, reduzierte sie die Nichtigkeiten, welche den meisten der Aufregungen zugrunde lagen, auf ihr wahres Maß, ließ, wie mein Vater sagte, «die Seifenblasen unseres Familiendramas platzen», und öffnete somit unsere Augen für die Absurditäten der unreflektiert nach Schablonen gelebten Existenz. Sie, mehr als irgendwer anderer, lehrte uns die Heilkraft des Lachens.

Heute weiß ich zu schätzen, welche Macht über das Geschick sie uns damit ins Leben mitgegeben hat – um so verdienstvoller, als die Epoche unserer frühen Kindheit alles andere eher als heiter war. Der Krieg verdüsterte den Alltag. Man roch Blut und Eisen, auch wo sie noch nicht sichtbar hingekommen waren. An einen Sieg der Mittelmächte war nicht mehr zu glauben. Die Niederlage traf die Entmutigten in dumpfer Verzweiflung. Mehr als ein Reich brach auseinander: eine Welt ging unter. Es

war, als wäre mit diesem Ende des kaiserlichen und königlichen Österreich-Ungarn ein Licht erloschen, das die Tage bisher vergoldet hatte. Das traf nicht nur uns allein. Eine neue Weltzeit hatte eingesetzt.

Wir wuchsen auf im Mythos einer verlorenen wundervollen alten Wirklichkeit. Wir waren damals schon, was später, nach 1945, Hunderttausende von Europäern geworden sind: Flüchtlinge, Vertriebene, Spreu im Zeitenwind. Auch das Dorf in Niederösterreich mußten wir gegen Kriegsende verlassen; es wurde noch ungestlicher, als es von allem Anfang gewesen war. Wien im Erlöschen seiner Glorie war ein graues Elendsquartier geworden. Die Angehörigen meiner Mutter, die dort lebten, rieten zur Rückkehr in die Bukowina. Mein Vater, den ich nach seiner Heimkehr aus dem Krieg zum erstenmal leibhaftig sah, pflichtete bei. Wiewohl die Zukunft dieses Kronlandes noch gänzlich unbestimmt war, erschien es ein verheißungsvollerer Aufenthaltsort als die meisten anderen Splitterländer der zertrümmerten Monarchie. Wir kehrten heim.

Auch das vollzog sich nicht in ungetrübten Freuden. In Galizien war die Strecke zwischen Lemberg und dem Pruth gesäumt von schlichten Holzkreuzen mit den Helmen Gefallener. Krähenschwärme sprenkelten den grauen Himmel. Je näher wir dem Pruth, dem Grenzfluß zur Bukowina, kamen, um so häufiger konnten wir durch brandig ausgeschossene Fensterrahmen in Häuser schauen, durch deren zerrissenes Dachgestühl die Wolken jagten und aus deren Stubendielen Nesseln wucherten. Jenseits des Pruth liegt Czernowitz. Die Stadt war unruhig und schäbig geworden, bevölkert von einer lumpigen Menschengattung, die man bislang nur einzeln oder schlimmstenfalls im verdächtigen Zu-Zweit und -Dritt, niemals in so kompakter Ausschließlichkeit angetroffen hatte.

Wir waren von einem Haus am Land geflüchtet, unsere Mutter hatte es nie gemocht. Jetzt, nach vier Jahren ländlicher Abgeschiedenheit, abgeschreckt auch durch die Unsicherheit der Zeiten, wurde beschlossen, in der Stadt zu bleiben. Auch vor dem Haus am äußersten Stadtrand, wo hinter Villengärten und den Gehöften kleiner Ackerbürger schon das freie Land sich weitete, gähnte das Ungewisse. Der Osten drohte. Die

prachtvollen Bäume des Volksgartens, an den der unsere grenzte, waren kahl.

Haubitzeneschläge hatten Krater aufgerissen, auf deren Grund das Regenwasser sich zu trüben Lachen staute. Nur wenige hundert Meter entfernt lag noch der ungeheuerlich aufgedunsene Kadaver eines Pferdes. Es sollte dennoch das Haus einer lustig-glücklichen, wenngleich kurzen und spannungsreichen Kindheit werden; freilich alles andere eher als ein trautes Heim.

Besuchern mochte es wohnlich und elegant erscheinen. Was von der früheren Einrichtung nicht zerstört oder geplündert war, ließ sich bald durch einiges neu Angeschaffte ergänzen. Meine Mutter hatte dafür eine gute Hand. Wir zogen jubelnd in die lichten und geräumigen Kinderzimmer ein. Aber bevor noch der Lebensabschnitt begann, den ich meine eigentliche Kindheit nenne (diejenige meiner Schwester lag so weit zurück wie die mythische goldene Lebenszeit vor dem Krieg), zog noch einmal die Bedrohung gewitterlich über uns auf.

Es waren die Tage kurz bevor – 1919 – die Rumänen das Land besetzten. Die unheimliche Menschengattung in lumpigen Kleidern, die neuerdings die Straßen der Stadt füllte, mahnte an, daß wenige hundert Kilometer östlich, jenseits des Dnjestr, Rußland lag, wo seit zwei Jahren die Bolschewiken mit unserer Gattung kurzen Prozeß machten. Der Geist der blutig ausgearteten Revolution konnte nur allzu leicht zu uns übergreifen. Schon waren Rudel von Plünderern ausgeschwärmt, die sich zunächst die Verpflegungsmagazine der abgezogenen österreichischen Armee vorgenommen hatten. Wir lagen nicht weit von großen Kavalleriekasernen. Johlend, fett- und marmeladebeschmiert, überfressen und betrunken zogen die Zusammengerotteten an unserem Haus vorbei, tagsüber als noch halbwegs in Schach zu haltender Pöbel, aber mit dem Einbruch der Nacht zusehends gefährlicher. Mein romantischer Vater hatte jedermann im Haus mit Waffen versorgt. Sogar Cassandra kriegte eine Pistole in die Hand gedrückt, die sie entschert zwischen ihren Brüsten versenkte. Die Vorsichtsmaßnahmen, unter denen sie wieder her-